

ANTON BRUCKNERS
KLOSTERNEUBURGER
FAHRT

ZU DES MEISTERS 25. TODESTAG

VON

DR. V. O. LUDWIG



WIEN UND LEIPZIG 1921
HUGO HELLER & CIE.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1921 by Hugo Heller & Cie., Wien.

Dem Wiener Männergesangsverein

Der Heimatserd', in schlimmen wie in guten Tagen
vom Lied betaut, entsprießt die hoffnungsgrüne Saat,
entquillt in frohem Mut zu frischem, kühnem Wagen
der treuen Sangesbrüder freie Mannestat!

Im Dreigestirn »Beethoven=Brahms=Bruckner« am Himmel symphonischer Dichtung erglänzt als leuchtender Stern erster Größe unser Meister Bruckner. Als unser Meister ist er uns überaus teuer und verdient in besonderem Maße unser Gedenken, da wir an jenen Stätten leben, die er durch seine Kunst geweiht und geheiligt hat. Nächst Wien und Linz ist sein Namen auch mit Klosterneuburg unlösbar verbunden, das seiner nie mehr vergessen soll. Eine lang hinausgeschobene Ehrenschild zu tilgen, unternahm der Verfasser die Veranstaltung einer Gedächtnisfeier »in memoriam Anton Bruckner«, die begeisterte Zustimmung fand. Ohne zu rühmen sei es gesagt, denn Bruckners künstlerische Persönlichkeit allein war die ausschlaggebende Zugkraft, die kunstfreudige Scharen herbeilockte. Als Gedächtnisfeier sei auch die »Episode« gewertet, die ich hiemit — vielfachen Wünschen nachkommend — der Öffentlichkeit übergebe. In poetischer und für den Vortragszweck melodramatischer Form gedacht, knüpft sie an jene Tatsache an, deren die Bruckner-Biographen* ausdrücklich Erwähnung tun. Jene mehr nebensächliche Erinnerung an den Großen will ich aus dem Vergänglichen ins Bleibende, Unvergängliche hinüberziehen, indem ich sie zu einem im Spiegel seines Orgelspieles und in der Reflexion eines im Freundeskreise geführten heiterernsten

* Es sei nur verwiesen auf: Brunner, Dr. Anton Bruckner. Ein Lebensbild. Linz 1895. S. 21. — Decsey, Bruckner. Berlin 1919. S. 75.

Gespräches geschauten Bilde hohen Künstlertums ausgestalte, das sich erst durch schweres Leid hindurchkämpfen mußte, um zur subjektiven Vollendung und objektiven Wertung zu gelangen. Aber dies nicht allein: Hauptzweck dieser Darstellung ist, das Reinmenschliche an Bruckners vielumstrittener Persönlichkeit im Lichte seiner erhabenen Sendung weiteren Kreisen, die bisher unserem Meister fernestanden oder doch den Gewaltigen nicht so erkannten wie er es verdient, näherzubringen, den unsterblichen Künstler und Schöpfer im Rahmen eines ganz kleinen, leicht übersehbaren Lebensausschnittes vor allem seinem eigenen Volke, an dem er mit großer Liebe hing, als Sohn der deutschen Heimat zu schildern. Da die Gedächtnisfeier von des Meisters innigwehmütiger Chor-schöpfung »Trösterin Musik« ausging, möge man sich vor Beginn der Lesung den Grundgedanken dieses wundersamen Chores vor Augen halten, er ist Leitsatz und Thema der ganzen Episode (weshalb er hier zugleich mit der musikalischen Einkleidung, wie sie der ersten Vorführung im Stifte Klosterneuburg gegeben worden, beigelegt sei)*:

. Musik! Du himmlisches Gebilde
 Voll hoher Macht, voll süßer Milde
 Du pochst noch in den tiefsten Schmerzen
 Mit leisem Finger an die Herzen.
 Und wenn die Seele gramgebrochen
 Kein Wort mehr hört, das Trost gesprochen,

* Es steht der Aufführung natürlich frei, sich die melodramatische Verbrämung beliebig, nach Wahl und Möglichkeit, über Klangkörper und die nötigen Instrumente zu verfügen, einzurichten. Die Orgel, deren sich der Meister so trefflich bediente, um Irdisches und Himmlisches zu verkünden, soll aber dabei ebensowenig fehlen wie die Violine, die der tragischen Schmerzens- und Tränenstimmung wie der Sehnsucht und dem Heimweh die passende Klangfarbe zu geben imstande ist.

Wenn längst verstummt die stillen Klagen
 Im Leid, das tränenlos getragen:
 Dann fühlt das Herz in Orgeltönen
 Ein hehres, himmlisches Versöhnen
 Und findet in dem Klang der Lieder
 Den letzten Trost, die Tränen wieder.

Es soll nicht verschwiegen werden, wie der Verfasser zu Anton Bruckner kam. Pflicht der Dankbarkeit verlangt es. Von den großen Meistern neuerer Zeit war es zumal Rosegger und Bruckner, denen er von Jugend auf gläubigen Herzens gefolgt war. Roseggers Waldschulmeister und Bruckners IV. und VII. standen als Wegweiser am Beginne seiner Lehr- und Wanderjahre. Ersteren hatte ihm Väterchens Wald- und Naturliebe anvertraut, zu Bruckner hatte den Abiturienten des Gymnasiums eine durch Wilhelm Labler veranstaltete Symphonieaufführung geleitet. Zog er sich mit seinem Waldschulmeister in die verstecktesten Winkel heimatischen Waldesrauschens zurück, wenn die goldene Ferienzeit die Studenten aus der Stadt in die Natur hinaus entführte, so hatte das Bruckner-Ereignis, — und es war ein großes für die musikfreudige Kleinstadt Nordmährens — tagelang wie mit himmlischen Jauchzen die

Nach einer Zwiesprache zwischen der Muse Bruckners und dem Schicksal beendete das heroische Thema der IV. (romantischen) Symphonie den Einleitungsteil. Hierauf folgte im Rahmen einer poetisch gefaßten Episode aus des Meisters Klosterneuburger Tagen eine Schilderung des dornenvollen Aufstiegs Bruckners bis zum Gipfel seiner Meisterschaft und seines ewigen Ruhmes. Die melodramatisch zeitweise begleitenden Orgelthemen wurden entnommen dem Adagio der VII., VIII. und IX. Symphonie und dem Tedeum.

Den Abschluß der ganzen Episode bildete die Huldigung, die von Geisterstimmen seiner großen Vorfahren (Bach, Haydn, Mozart, Schubert, Beethoven, Wagner) dem »Herrgottsorganisten« dargebracht wird, und die vom Meister für den Klosterneuburger Stiftschor gewidmete Marien-Antiphon »Ave Regina coelorum«.

Seele des begeisterten Jünglings erfüllt, so sehr zitterte die Stimmung nach, die Bruckners Polyphonieen damals in ihm ausgelöst hatten. Und als ihm gar noch ein Klavierauszug der »Romantischen«, mit Bruckners Autogramm in die Hände kam, da suchte er sich, der nur die Violine erlernt hatte, immer wieder Themen und Akkorde zusammen, um sich an des Symphonikers Melos zu erfreuen

Alte Liebe rostet nicht: Auch in der Großstadt vergaß er seiner beiden Lieblingsmeister nicht. Während des Winters blieb der Tonheros Begleiter, im Sommer mußte ihm das tiefe Geheimnis der Waldheimat durch die schöne Gottesnatur immer wieder erschlossen und ausgelegt werden. Nach dem Besuche Bayreuths vertiefte und erweiterte sich das Verständnis für Bruckners Sprachgewalt. Und als wir — der Wiener Männergesangsverein — zu Nürnberg des Meisters zauberhaften Chor sangen, inmitten einer mehrtausendköpfigen Zuhörerschaft bei einer Stille, als stünden wir am Altare beim heiligen Amte, da vernahm ich der Kindheit wunder-same Melodie mit solcher Rührung, daß sie mir seitdem ein unsagbar holdes Vermächtnis blieb, das ich Bruckner immerdar herzlich danken werde, den mir ein gütiges Geschick beim Stephaniamente des Jahres 1894 an der Orgel zu schauen erlaubte: Es war das letztmal, daß die Stiftskirche von den Tönen seines Meisterspieles, das mit einer Dissonanz schloß, widerhallte.

Stift Klosterneuburg, im Sommer 1921.

V. O. Ludwig.



Prologus.

»Der letzte Trost, die Träne, ach, blieb mir allein,
zu lindern meines hartgeprüften Jüngers Schmerz,
dem einst mein Mund verheißungsvoll die Stirn' geküßt,
da schirmend über seine Wiege wacht' mein Aug' — — — «
Euterpe, unsres Meisters Muse, klagt es laut.

Von des Parnasses Höh'n, aus ihrer Schwestern Schar,
steigt sie zum dunklen Hain hinab, wo Moira thront,
der Schicksalsgöttin tief-geheimnisvolle Nacht.

Erbebend tritt die lichte Muse vor sie hin:

»Du Unerforschliche, du Bild der Grausamkeit!
Apollon heil'ger Tochter sollst du Rede steh'n,
vor seiner Weisheit klarem Auge kannst du nichts ver-
bergen!

Du Schreckliche, die meines Jüngers edles Haupt
mit schwarzen Fittichen des Leidens wild umweht,
verdunkelnd seines Schaffens arbeitsreiches Tagwerk,
was ficht dich an, nur Dornen ihm zu streu'n auf seine Bahn,
den Duft der Blüte ihm zu wehren, die sich all
den Menschenkindern daseinsfroh erschließt,

zu hemmen ihn in seines Aufstiegs Siegeslauf,
und Fels und Steine aufzutürmen auf dem Weg?
Du schmiedest Fesseln seiner kühnen Phantasie,
verfinsterst ihm den Tag, erhellt durch unsre Kunst,
streu'st Frost auf seiner Melodien zart Geäst,
weckst ihn aus sanfter Träume wundersamem Reich
mit Peitschenhieben auf zur rauhen Wirklichkeit!

Zu sättigen der Neider Haß und Eifersucht,
 verwundest du des Künstlers Herz, der Freunde Schar
 entfremdest du und füllst mit der Enttäuschung Harm
 die bange Seele, stiehst die Kron' ihm von der Stirn',
 um andern sie zu schenken, minderst seinen Wert,
 daß blind dem großen Sohne bleibt das Vaterland.
 Doch freilich! Du bist selber freudlos, blind und taub
 und hassest jedes frohe Spiel des Genius,
 der Kraft, des Wollens! Sklavenseelen liebst du nur,
 kein Hauch der Menschlichkeit berührt dich je, dein Reich
 kennt keine Harmonie, nur dumpfer Willkür Zwang
 dein Zepter kündet, Gunst des Zufalls ist dein Arm.
 Ob du zum Hades führst, ob in den Ruhmessaal
 der ew'gen Götter, gilt dir gleich, du richtest nicht
 nach Recht, verächtlich' Stümperwerk ist deine Macht!« —
 Doch Moira schweigt. Nur fester noch ums hehre Haupt
 den undurchsicht'gen schwarzen Schleier sie sich schlingt,
 ihr Rätselantlitz allen Wesen er verhüllt,
 daß niemand je erfuhr, ob's lächle oder zürne
 Euterpens dreistes Schelten desto heftiger klagt:
 »Wie lange noch verbirgst du meines Jüngers Werk
 vor seinem Volk, raubst ihm des Ruhmes Lorbeerreis,
 dich freuend seiner Qual, verbitternd ihm die Kunst?
 Der schlauen Spinne gleichst du, die ihr Wild umgarnt,
 das listig eingefang'ne qualvoll saugt zu tot
 Der Musen und der Grazien Kinder sind verhaßt
 dir alle uns're Schönheit macht dir Gram, was
 sonst?!!«

Des Schicksals heil'ge Hüterin weist sie zurück:
 »Dein Schimpf ist Rechtes bar, mein Schleier täuscht dich,
 ihr Musen seht den Menschen gleich nur was ihr wünscht,
 und was ihr nicht erfaßt, reizt euch zum Widerspruch!« —
 »Warum dann in dies Netz von Rätseln hüllst du dich?
 Doch nur, um Alle uns zu täuschen, schrecklich' Weib,
 weil unerbittlich wie dein Walten tobt dein Zorn.

Doch höre! Eine Macht gibt's, die dich zwingen kann,
 die einst des Hades Schrecken selbst obsiegt',
 die wilden Tiere säntigt' und in Fesseln schlug
 den Höllenhund! — — — — Es ist des Orpheus süßer Sang,
 der wonnevollen Leyer himmlische Musik!

Sie wird mit ihrer Zaubertöne Wunderkraft
 zerschmettern deines Herrscherstabs Tyrannenmacht!« —

»Mich zwingt sie nicht, mir dienet jede Kreatur,
 auch eure Kunst steht nur in meinem Sold,
 in überird'sche Fernen den Jünger führ' ich dir«

»Wie nennst du dich, daß du so sprechen kannst? Sei gut
 und mach' mich sehend, daß ich gläubig fasse Trost!«

»Der Demut deiner Bitte sei er jetzt gewährt:

Nicht ich, die ihr so scheltet, ihr seid blind
 und wollt' begreifen nicht des Lebens dunklen Weg!

Des Glückes Wage halte ich in fester Hand
 und teile weislich jedem zu, was ihm geziemt.

Durch mich ein Höherer waltet, was euch Willkür scheint,
 darin ist Plan und Ziel geheimnisvoll verhüllt.

Dem Tagesgötzen frohnet nimmer meine Gunst,
 ich sende Glück und Leid nach ewigem Gesetz:

Wer leidet, lebt, wer lebt und wirkt, der strebt, wer strebt,
 dem wird die Krone! — — Neugier, willst du mich
 versteh'n?

Im ungeschliff'nen Diamant verborgen liegt
 des Feuers Glanz geglättet erst, erwacht der Strahl
 aus seiner schlichten Form. Dem ungefügten Block
 des kalten Marmors ringt des Meißels Schärfe ab
 das lebenswarme Bildnis Nur in schwerstem Kampf
 erstarkt der Glieder Kraft, der Rennbahn Siegespreis
 wird nur dem Tüchtigen, in Schwäche wird nichts groß.
 Drum führ' ich, den ich lieb', auf hartem Weg hinan,
 in schlummerlosem Leid, in heißem Tagewerk
 lass' ich ihn ringen, streiten. Neid und Haß
 versag' ihm jede Gunst des besseren Augenblicks,

sein Glück muß er erkämpfen sich mit stärk'rem Arm,
 daß immer niedertauchend in des Leidens Meer
 die schönsten Perlen er der Seele Tief' entraff'! . . .
 Gestählt erhebe sich des Künstlers heil'ger Stolz,
 titanengleich bäum' sich der edle Heldentrotz,
 so führ' ich endlich ihn zum Sieg', Triumph und
 Ruhm!

Erkennst du jetzt mein Tun?« — — — Und ihres
 Schleiers Netz

zieht Moira von dem Haupt, Euterpe stauend starrt
 ins unverhüllte Antlitz. Gütig, hehr und mild,
 voll Majestät strahl't ihr entgegen und aufs Knie
 die Muse sinkt beschämt: »Verzeih' mir, wenn mich trotz
 des Schleiers Hülle, daß ich, Göttin, dich verkannt
 und deines Waltens tiefverborg'ne Weisheit schalt.
 Denn gar nicht schrecklich bist du, heiter, schön und gut
 dein Antlitz leuchtet, meinem Jünger nimmermehr
 ein Unheil droht von dir!« — — — Die Göttin lächelt
 sanft:

»Ich war ihm immer gut und jedem muß ich's sein,
 der selbst sein Bestes will, denn in des Ew'gen Hand
 bin ich ein Werkzeug. Denen, die ihn lieben, stark
 und treu, dient Alles ja zum Guten. Freue dich!
 Das Große nur ist leidgeboren. Deinem Sohn
 wird Ehre werden vor den Menschen. Stein und Erz
 wird fernhin von ihm zeugen, auch die Wissenschaft
 beugt tief sich seinem Genius, und aus dem Born
 der Harmonieen seiner Kunst zum Himmel ragt
 ein göttlich' Strahlendiadem — Unsterblichkeit!!!



Im sonnigen Glast eines schwülen Juni-Nachmittags liegt das Städtchen unweit der Residenz wie in eines Treibhauses feuchtem Wärmemantel eingehüllt. Von den Donauauen her treiben Pappelblüten gleich Millionen schwärmender Falter dahin, kaum bewegt von der ruhigen, still brütenden Luft, die heute fast drückend auf den Menschen und ihrer Arbeit lastet.

An solchen Tagen haben es die Klosterneuburger doch noch hundertmal besser als die Wiener, die, in ihr staubiges Häusermeer eingetaucht, in der Schwüle fast zu ersticken vermeinen. Glückliche, die nicht erst lange zu fragen und zu zögern brauchen, sondern sich, mit einem guten Parapluie bewaffnet, — man kann nie wissen! — in den Lokalzug setzen oder sich einen Platz auf dem Schatzischen Stellwagen ergattern, der am Hof bei der »Kugel« seinen Standplatz hat, und kurzerhand der glühenden Großstadt den Rücken kehren, sei's auch nur für paar Stunden! So bringt denn auch der Nachmittagszug einige Ausflügler herbei, die der guten Meinung sind, gleich hinter der Nase des Leopoldsberges begänne das Paradies oder wenigstens ein Zipfel davon in Gestalt eines schattigen Gartens mit einem Gläschen gekühlten, goldigen Wein. Die zwei, die jetzt dem vollen Zuge entsteigen, müssen auch zu dieser Art Gläubigen gehören: sie nehmen ihren Weg ganz gemächlich über die Kierlingbachbrücke längs der Gartenmauer dem Stifts- eingang zu. Ein sonderbares Paar das! Der eine nicht einmal so auffällig, eine Durchschnittsfigur, aber ein

starker Kontrast zu seinem Begleiter. Der könnte ein Geistlicher oder ein Meßner oder ein österreichischer Bauer sein, es könnte aber auch ein wunderlicher Gelehrter sein, oder alles das zusammen, jedenfalls ein Original, aber gewiß kein »Künstler«! Dazu fehlen die Locken, die vornehmthuende Geste, die Arroganz, die Blasiertheit, der Dünkel ganz und gar.

Jetzt nimmt er den großen Schlapphut ab, um sich mit einem blauen Schnupfertaschentuch im Segelformat die herabträufelnden Tropfen von der Stirne und dem Stiernacken zu wischen . . . so wird sein Haupt sichtbar: Mächtig sitzt es auf den breitausladenden Schultern, fast sieht es einem Cäsarenschädel ähnlich, vielleicht einem Kaiser Claudius mit charakteristischer römischer Nase. Dann wieder ähnelt es dem geistvoll-energischen Kopf eines mächtigen Kardinals der Renaissance-Zeit. Aber aus den Augen kommt es doch anders: Herzensgüte, Naivität gemischt mit Verschmitztheit und echt österreichischer Gemütlichkeit im guten Sinne des Wortes.

Und sein Gewand? Gesellschaftlich schlechthin unmöglich! Eine Abnormität, verbrochen von irgendeinem weltfernen Atelier eines Dorfschneiders, Rosegger wird in seiner Waldheimat so was fabriziert haben! Die Breite der bodenscheuen Beinkleider machen der Länge derselben den Vorrang fast streitig. Das kurze, leichte, offene Orleanssakko umschließt nur einen kleinen Teil der Rumpfmasse des Oberkörpers. Die Ärmel des luftigen Sakkos sind aufgekrämpelt. Die Weste aufgeknöpft, der Hemdkragen so weit, daß er einem Dekolleté einer lufthungrigen Sängerin ähnlicher scheint als einem Herrengarderobestück. Bequem, sehr bequem . . . das ist gewiß der Grundsatz des Trägers dieser Kleidungsgröteske.

Der aber, der drinnen steckt in dieser burlesken Hülle, ist durchaus kein so bequemer Herr, er ist ein geistiger Schwerarbeiter und auch — wenn man will —

ein Mann der höchsten physischen Arbeitsentfaltung — sitzt er bei seinem Instrument, der Orgel. Es ist Anton Bruckner, oder, wie er es lieber hört, Herr Professor Bruckner, Komponist, Lehrer der Harmonie, des Kontrapunkts und der Orgel am Konservatorium, Mitglied und Organist der Hofkapelle, Lektor an der Wiener Universität

Aber heute ist ihm seine Schulmeisterei sauer genug geworden. So unternimmt er denn mit seinem Freunde Dr. Kleser, dem er schon längst einmal die große Stiftsorgel vorführen wollte, einen Ausflug nach Klosterneuburg mit dem unschuldigen Nebengedanken, bei dieser Gelegenheit zur Erfrischung von des Tages Last und Hitze irgendwo eine kleine Weinkostprobe vorzunehmen.

Und so schlendern sie nun durch die uralten Tore, die steile Stiege aufwärts, die der Zweiundsechziger noch immer wie ein junger Student emporklimmt, und schreiten über den idyllischen Kuchelhof mit seinem alten Brunnen und mit der ehrwürdigen Stiftsschule und ihrem gotischen Erkerlein. Will sein Begleiter seinen Schönheitsdurst bei dem Erker stillen, so hat der gute Meister für derlei kunsthistorische Anwendungen weniger übrig. Dafür erinnert er sich beim Leopoldibrunnen an das große, adlergeschmückte Bassin in seinem Stifte St. Florian, wo er anno dazumal als Sängerknäblein mit seinen Genossen Schabernack genug um die Brunnenstube herum aufgeführt, er gedenkt beim Schultor mit der alten Sonnenuhr an seine schlecht bezahlte Schulmeisterei daheim im Obderennsischen . . . Das ist doch jetzt was anderes, Universitätshörer unterrichten, als den Miniaturmotschädeln das Alphabet einzutrichtern und die Höschchen der Widerspenstigen zu linieren. Freilich, gar so leicht machen es ihm die jungen Leute auch nicht. Bereiten ihm auch seine Gaudeamuser mit ihrem Enthusiasmus herzlichste Freude, sind sie auch rührend anhänglich, oft

genug muß er sich auch ärgern und aufregen. Aber schließlich gab es auch gar nette Stunden, heut vormittag erst mit dem »Viechkerl«, der da hereingeschneit kam und — sonderbar, höchst sonderbar — das Geheimnis der verdeckten und erlaubten Quinten wußte. Weiß Gott, woher ihm die Offenbarung ward! Aber jedenfalls hätte ihn der Meister bald erdrückt mit seiner umarmend feurigen Anerkennung . . . Aber sonst, die leidige Schul' nimmt ihm alle Zeit weg fürs Dichten, fürs Komponieren . . . wie schön's da heraußen ist, das Grün, der Duft . . . gut wär's, da zu wohnen in Ruh' und Fried' und schaffen können. Na, man kann halt nicht alles haben, was man möcht'!

Die beiden sind auf den großen Stiftsplatz gekommen und schreiten nun an der Tutzsäule vorüber längs der Kirche dem Tore zu. »Wenn der Herr Regenschori nur gleich zu treffen wär' . . .« Der Türhüter, lakonisch veranlagt, fertigt ziemlich kurz ab: Er sei nicht zu Hause. Aber sie brauchen nicht zu warten. Ivo, der lebenswürdige Schatzmeister, kommt die Stiege herab und sieht Bruckner. Der macht einen tiefen Bückling, den Hut bis unter die Knie gesenkt, und bringt sehr devot seine Bitte um die Orgelschlüssel vor. Ivo nimmt sich gleich der Herren an, führt sie in das Gastzimmer, wo sie auf den rasch verständigten Kalkanten warten. Der reinigt eben den Prälaturgang, ist also schnell zur Stelle, und auch die Schlüssel sind bald herbeigeschafft, während der Meister seinem Begleiter von der glänzenden Feier erzählt, die sich am vergangenen Leopolditag hier abgespielt, als der Kaiser zum Kanonisationsjubiläum heraußen war und er selbst auf der Orgel spielte. Das war ein Fest, wie man's nicht alle Tage erlebt. Der Glanz, die Pracht, die Menge Leut', und der Kaiser mitten unter ihnen! Inzwischen ist's im Stifte einigen Herren bekannt geworden, daß »der Bruckner« auf der

großen Orgel was spielen wird. Und so kommen sie denn in die Kirche, denn — wenn sie ihn auch noch nicht so ganz kennen und verstehen — aber sie hören ihn immer wieder gerne die Orgel meistern, es ergreift sie so mächtig, daß sie sich gerne vom Zauber seiner Kunst fesseln lassen: Seine Magnifizienz, der alte Vinzenz Seback, der sich von der Universität und der Stiftshofmeisterei zurückgezogen hat und unter seinen gesammelten Bücher- und Bilderschätzen sein Leben ruhig beschließen will, dann der gute Ambros Roesner, ein Freund feiner Bildung und guten Geschmacks, der musikliebende Küchen- und Kellermeister Alexander Czernohorsky — er hat schon seine Aufträge erteilt, die beiden Herren nicht ohne Atzung davon zu lassen und sogar für eine kleine Überraschung dem Meister zu Ehren gesorgt, auch der sangesfreudige Kanzleidirektor Ignaz Schleif findet sich ein, der dem Meister immer mit seinen besten Preisen aufwartet, wenn er an hohen Festtagen den Orgelpart übernommen und dann mittags Gast des Hauses ist, auch ein sehr junger Chorherr, dem die Röslein der Schwindsucht auf den Wangen blühen, will Bruckner hören — es ist der Gastmeister Hermann Wlczek. Wie sie einer nach dem anderen ins Presbyterium kommen, nehmen sie in dem goldfunkelnden Chorgestühle Platz und harren des Meisters, der in der Sakristei einen kurzen Aufenthalt hat: Der Novizenmeister, der sanfte Ferdinand Schölzig, ist ihm dort begegnet, als er mit den jungen Herrn aus der Leopoldskrypta zurückkam. Er nimmt Bruckner gleich unter den Arm und bedankt sich für die freundlich gewährte Orgelstimme, die er zur großen Marienantiphon »Ave regina coelorum« ihm zusammengestellt und die nun stets am Verkündigungstage zum Complet gesungen werden soll. Während die anderen Junioren ihrem gewohnheitsmäßigen Spaziergang nachgehen, bitten drei derselben — Ernst, Alfons und

Josef — den Novizenmeister um Erlaubnis, vom Ausgang Abstand nehmen und dem Meister zuhören zu dürfen — was ihnen gewährt wird. Sie möchten keinen Ton versäumen — denn sie haben sich Frau Musika zur Freundin erkoren — und nehmen still in ihren Chorstühlen Platz In der Kirche ist fast niemand sonst zu sehen, nur ganz wenige Leute in den rückwärtigen Bänken schauen verwundert auf den seltsamen Künstler, der dem großen Chore zueilt.

Oben angekommen, wirft er Rock und Weste ab, auch die Halsbinde fliegt hinüber auf einen Sessel, und schon sitzt er auf der Orgelbank. Als hätte er mit seiner Kleiderhülle auch zugleich den alten Menschen abgestreift, verändert sich plötzlich seine Haltung, sein Haupt erhebt sich gebieterisch mit Herrschermiene, ein glückseliges Lächeln huscht über sein jetzt ganz vergeistigtes Antlitz, das aber — je länger er spielt — Züge tiefsten Seelenleides trägt, um schließlich von einem geradezu überirdischen Verklärungsschimmer übergossen zu werden. Er beginnt . . . erst sinnend, gleichsam wie in entschwundenen Träumen und Bildern suchend, sein Blick scheint sich in weite Fernen zu dehnen. Jetzt hat er sein Thema gefunden, auf dem er beharrt . . . er wird zum Bekenner seines Lebens und seiner Schicksale — ein Confessor und ein Martyr in der Aureole himmelsentsprossener Sprache seiner Kunst.

Erst klingt es wie »der Kindheit Melodie«, 's ist wie aus liebem Muttermunde ein freundlich tröstender Gesang . . . als käm' der Mai des Lebens wieder . . . Vor seiner Seele taucht das Dörfchen auf, wo er geboren, wo sein Eltern- und Schulhaus steht, die lieben Bilder seines Vaters, der die ersten Liedestöne in seinem Herzen keimen ließ und ach so bald geschieden, der Mutter, die für ihn gewacht und gesorgt, der Geschwister, mit denen er gespielt . . . die kleinen Freuden und

Schmerzen dieser Jugendtage werden wieder deutlich . . . dann schaut er im Geiste das ragende Stift, den Wunderbau mit seiner herrlichen Kirche und der mächtigen Orgel, wo er als Sängerknabe gelernt, geübt, gespielt und gesungen und komponiert hat . . . die Jahre fliegen pfeilschnell dahin . . . seine Studienzeit in Linz, sein armes Schulgehilfendasein in Windhag, wo er als Lehrer den Kindern, als Musiker und Meßner dem Herrgott um zwei Gulden monatlich gedient und den Bauern zum Kirchtage und Hochzeit aufgespielt, zieht an ihm vorüber. Und lachen muß er, wenn er der groben Rüpel gedenkt, wie sie's ihm verübelt, daß er seine Rotjuchtenen schonend auf Feldrainen spazieren führte und dabei fleißig Noten schreibend oft aufs Grüßen vergaß, oder wenn sie schimpften, daß der »halbverrückte G'hilf« beim Kirchengesang mit seinem Spiel sie »aus der Scharnier« brachte, wie einst der gottselige Johannes Sebastian seine choralfesten Arnstädter durch »wunderlich fremde Töne konfundieret hat« . . . Böse Tage kamen: Mißhelligkeiten mit Vorgesetzten, Strafversetzung . . . Doch wieder gute: seine Berufung nach St. Florian in den Dienst seiner hehren Königin, der wunderbaren Chrismannschen Orgel . . . und ein Klavier wird ihm geschenkt! Jetzt quollen Lieder, Motetten, Psalmen, Messen aus der freieren Brust. Aber er fühlt sich noch immer Schüler, studiert Tage und Nächte lang, opfert seine freie Zeit.

Da stellt der erste Triumph sich ein — das Probeispiel im Linzer Dom. Und er siegt glänzend im Wettstreit — in einer strengen, kunstgerechten Fuge verarbeitet er das von den anderen als zu schwer zurückgelegte Thema. Er wird Domorganist . . . Erlösung aus der Knechtschaft der Schulmeisterei! Aber er gönnt sich keine Rast. Der große Rudigier, ein Riese an Energie gleich ihm, schickt ihn zu Sechter nach

Wien . . . ganze Stöße Notenpapier verschreibt er in eifrigster Lernarbeit, dabei »sich selbst verleugnend, ohne Umgehung der eisernen Regeln«, ohne der eigenen Phantasie Raum zu gewähren, streng in den Fußstapfen des trockenen, erfindungslosen Lehrers. Und es kommt zur Reifeprüfung. »Er hätte uns prüfen sollen« — lautet der Entscheid der strengen Kommission. Und wieder Studien, jetzt der neueren Probleme: dann eine frisch-fröhliche Schaffenszeit im Linzer »Frohsinn«, ein schöner Aufstieg zu Höherem: Die Messe in D, von der sein Gönner-Bischof tief ergriffen, dann sein »Germanenzug«. Das große Ereignis jener Zeit: Er hört den »Tristan«, lernt den Schöpfer des ungeheuren Denkmals dramatischer Musik persönlich kennen, erhält von ihm Partituren zugesendet . . . Herbeck, der gute Freund, erwirbt ihn fürs Wiener Konservatorium, an der Orgel St. Florians hat er sich Rats erholt . . . Nun Tage des Triumphes, aber nicht in Wien, im fernen Ausland: In der Kathedrale von Nancy schlägt er die großen Meister Frankreichs, Belgiens und Deutschlands aus dem Felde, man drängt sich um ihn, ihm die Hand zu drücken, die so herrlich die Orgel beherrscht. Neue Erfolge in Paris, in Notre-Dame: »Das Instrument hätte unter seinen Händen gegläntzt wie noch nie« — sagten sie. Und sie rühmten: »Ihren Triumphtag habe die Orgel gefeiert«. Selbst drüben im steifen Albion glänzende Siege in der Alberthall und im Krystallpalast zu London vor Tausenden von Zuhörern und verlockende Anträge für bleibende Stellung. Auf den Schultern trägt man ihn wie einen Helden. Doch ihn zieht es zur Heimat, wo »der See träumt zwischen Felsen, es flüstert sanft der Hain . . . und aus dem Waldesdunkel hallt Nachtigallengesang und von dem See weh'n Lieder mit zauberhaftem Klang . . . wer könnte je vergessen den wonnevollen Ort, noch tief im Herzen klingen die Zaubertöne fort« . . . Und sie führen ihn

in die Heimat zurück, in sein Vaterland. Aber kein Echo findet seine Liebe . . .

Wenn er bei seiner Königin saß und das »Gott erhalte« paraphrasierte, daß aus dem schlichten Haydn-Sange bald eine Apotheose des Gottesgnadentums gekrönter Majestät erklang, bald wieder es wie Silberlicht des Mondes auf duftenden Heimatsfluren schimmerte, kam's denn nicht aus seinem innersten Herzen, das Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern bereit war, daß man seine Sprache so wenig verstehen wollte? Oder war's den leichtblütigen Leuten daheim zu schwer, zu gewuchtig, was er ihnen sagen wollte? Aber er kann halt nicht anders, wie es ihm einfällt und der liebe Herrgott es eingibt! Manche haben ihm freilich oft gesagt, er sei zu linkisch, zu unpraktisch, zu unbeholfener Naturmensch, er wußte auch, daß manche falsche Freunde und Neider hinter seinem Rücken von Servilismus und Lakaienseele redeten, um ihm eins anzuhängen — kurz, daß er's nicht allen Leuten recht machen konnte, wollte er selbst wahrhaft bleiben in seiner Kunst und sich selbst getreu . . . Was sie an ihm auch herumnörgelten und auszusetzen wußten, er mußte sich doch von dem Lichte des göttlichen Funkens erleuchten lassen, der seine Seele durchglüht, mit allen Kräften will er sich dagegen stemmen, weichherzig nachzugeben und wohlmeinenden Ratschlägen zu folgen: Nimmermehr konnte ihm der Kontrapunkt Genialität bedeuten, nur Mittel zum Zweck darf er sein und alle Leute sollen es wissen: der Bruckner ist kein Orgelpunkt-Puffer! Nicht einmal beten sollte er dürfen in seiner Sprache, die sei nicht kirchlich genug, meinten die Herrn Messenkomponisten und Kirchenlehrer. Aber ja, er will gerne darauf verzichten, in ihrer seichten Art zum Herrgott zu reden: »Wenn ihnen nichts einfällt, so nennen sie's kirchlich!« Er kennt schon seine Pappenheimer! Nannten sie ihn bauernschlau, in diesem Punkte sollten

sie Recht haben! Und der Unwille steigt ihm bis zum Halse empor: »Ich brauch ja nix von den Menschen, aber a Ruah will i habn« denkt er sich. Doch wenn er auch härbeißig tun will, innerlichst strömen weichere, wehmütigere Gedanken aus dem Herzen. Wird es denn immer so bleiben mit ihm? Wie lange kann seine Lebensfahrt noch dauern, und dann sinkt er ins Grab, versunken, vergessen? Wie ein flüchtiger Schatten huscht es ihm vorüber wie damals an dem Wintertag, da ihn ein Schlitten nach Klosterneuburg brachte und eine Krähe seine Begleiterin war, wie einst dem seligen Schubertl.

Sollte ihm vor dem Ende die Krönung seiner Lebensarbeit nicht vergönnt sein? Was nützen alle Erfolge, was hilft die Anerkennung seines Schaffens im Ausland? Statt ihm Staffel zu werden für den Aufstieg in der Heimat, statt ihm die Stirne mit unverwelklichem Lorbeer zu krönen, scheinen sie viel eher den Neid der Götter zu reizen, die im Olymp der heimischen Musikwelt herrschen. Das mit allen Fasern seines Herzens geliebte Vaterland versagt ihm den gebührenden Platz, der Glaube an seine hohe Sendung kann hier keine Wurzeln schlagen. Und viel anderes Leid flicht Dorn um Dorn in den Kranz seiner Lebenstage . . . alte Schmerzen werden wieder wach, vernarbte Wunden brechen wieder auf, der Wurm bohrt noch immer, der nie erstorben, nur in besseren Tagen betäubt, es unterlassen, ihn mit nagender Pein heimzusuchen.

Hat er deswegen gedarbt und sich vom Notwendigen Abbruch getan, Mutter und Geschwister beizuspringen, hat er sich mit Sorgen um des kargen Lebens Notdurft herumgeschlagen, daß nun auch der Ölberg seelischen Kummers seiner harren und sein Gemüt sich verfinstern sollte? Wenn selbst sein vielverehrter Meister — Meister Sechter — dem Revolutionär gram ward, daß er sich kühn über die Tabulatur des Regelwerks hinwegsetzte,

um seinem Genius zu folgen, wenn man es ihm zum ständigen Vorwurf machte, daß er das Bekenntnis freudigster Begeisterung seinem großen Freunde, dem Schöpfer des Musikdramas und dem dämonischen Übermenschen Richard Wagner entgegenbrachte, wenn der launische Bülow seiner Entzückung über die gedankentiefe C-Moll unvermittelt Äußerungen des Hasses und eines an Verachtung grenzenden Spottes folgen läßt, was sollten denn dann erst die eingeschworenen Feinde tun, um ihn unmöglich zu machen, sein Ansehen und sein Werk zu untergraben? . . .

Immer wieder stehen Kreuze auf seiner Straße, kaum daß sich der Ausblick für einen Augenblick erhellet, ziehen düstere Wolken neuerlich am Horizonte auf, die Sonne der Zuversicht und Schaffensfreude zu verdunkeln.

So blieb es immer . . . wenn er zurückschaut, möchte er sich fast verwundern, wie er's doch ertragen: Er sieht sich in Linz bei der Uraufführung seiner »Ersten« . . . Wie ein Titane kämpft er mit der Unzulänglichkeit der orchestralen Kräfte. Bittend, beschwörend, tobend, weinend muß er proben. Und der Erfolg — kaum mehr als eine schlecht verhüllte Niederlage. Denn er sagt sich selbst, daß man ihn nicht verstanden. Er steht ob dieser Schlappe am Rande der Verzweiflung. Das Furchtbarste, das den Künstler treffen kann, droht auch ihm: An sich selbst irre zu werden!

Dazu die Marter der Skrupeln, Wahnvorstellungen hetzen ihn hin und her, religiöse Irrwege zerren ihn von der Scholle soliden Denkens. Er beginnt die Blätter an den Bäumen, die Fenster an den Häusern zu zählen, sein Sinn umdüstert sich, er hält sich für verworfen. Kopfschüttelnd bemerkt man die seltsame Verwandlung, bedauert seinen seelischen Zusammenbruch.

Doch Gott ist gnädig. Ein Wunder geschieht. Es befreit ihn aus den Fesseln seiner Schwermut, vom

tiefsten Abgrund der Verzweiflung an seiner Künstlerschaft reißt es ihn mächtig zurück. Und ein inniges Dankesstammeln quillt aus dem erlösten Herzen empor — die F=Moll, die größte seiner Messen, feiert diese geistige Wiedergeburt, im Benedictus strömt das Dankesgefühl überschäumend hervor.

Schien jetzt wieder die Sonne, so war es doch kein bleibendes Glück. Zwei Gönner, zwei Wissende und Verstehende um sein Ringen, waren ihm dahingegangen: zuerst Herbeck, dann Wagner.

Wer hält jetzt den schirmenden Schild über den des Lebens, der Intrigen, Cliques und Winkelzüge Unkundigen, der in natürlicher Naivität seiner Arglosigkeit sich selbst nicht zu wehren vermochte?

So kam, was wohlmeinende Freunde fürchteten: Der schlimmste seiner Erdentage, da seine dem Meister — für ihn ist Wagner der Meister und keiner neben diesem unter den Lebenden! — gewidmete Dritte, auf die er stolz und voll Hoffnung war, einen katastrophalen Mißerfolg einbrachte.

Furchtbar war diese Enttäuschung, als die Zuhörer nach jedem Satze in immer dichterem Scharen aus dem Saale stürmten und schließlich beim Finale kaum zehn Personen zurückgeblieben waren, als der von seinen Schülern vorbereitete Lorbeerkrantz, seiner Bestimmung verlustig, wieder zurückwandern mußte und als auch die Musiker des ungenügend einstudierten Orchesters die Flucht ergriffen, ihn selbst aber mutterseelenallein inmitten des Podiums zurücklassend. Wie er dann — unbeschreibliches Weh im Herzen, das Weh des Unverstandenen, des brutal in seinen heiligsten Empfindungen und feinsten Gefühlen Gekränkten, vergleichbar mit Mariens siebenfachem Schwerte, seine Noten zusammenpackte und noch einen Blick tiefster Entmutigung in den völlig leergewordenen Saal warf, da durchzuckte ihn der

grausame Gedanke, dies Volksgericht sei ein Gottesgericht. Alte Zweifel erhoben jetzt wieder ihre Hydrahäupter, gräßliche Vorboten der Verzweiflung am eigenen Werk: »Laßt mich aus, laßt mich aus, die Leut' woll'n von mir nichts mehr wissen!« so weist er den Tröstungsversuch seiner Schüler von sich. Der Becher des Leidens war aber noch lange nicht geleert, jetzt kam erst die Kritik zum Worte, die, seinem Genius zu folgen unfähig, seine Arbeit mißdeutend, ihn verunglimpfte, schließlich, was noch schlimmer als alles andere war, einfach totschiwieg. Seine Schöpfungen werden von den Musikern als undurchführbar abgewiesen, seine mutige Kraft gegen den Tagesgeschmack, seine Unerschrockenheit und Beständigkeit in der Befolgung des einmal als richtig Erkannten: »Ich hab halt so müssen, mir ist 's so eingefall'n« — waren Greuel in den Augen der erbgesessenen Philister. Diese huldigten nur den Tageshelden, für die »Allmacht Kritik« das Stichwort gab und Tamtam schlug, das junge frohe Singen war in Bann getan. So darf er so manche seiner eigenen Schöpfungen nicht hören, wie sehr ihn darnach verlangt, seinen Kindern in die leuchtenden Augen zu blicken und sie ans Herz zu drücken. Und da er sich mit übermenschlicher Kraft durchsetzt und seine Geschöpfe nicht mehr zu verleugnen sind, weil alle Welt draußen hinter den Grenzpfählen davon spricht, muß er selbst bittlich werden, davon abzusehen, seine Symphonieen aufs Programm zu setzen, damit ihm die hämische Kritik nicht noch mehr schade. Wenn der Konzertbericht nicht überhaupt vor seiner Nummer abbricht, um nicht der Schmach gedenken zu müssen, die durch die Aufführung derselben dem Saale angetan worden, wenn es doch zu einer Besprechung kommt, dann wimmelt es von gar lieblichen Kosenamen: Anderthalb=Narr, symphonische Riesenschlange, Modergeruch des verwesungssüchtigen Kontrapunkts, zerrüttete Phantasie, Abnormität des

Sechzigers, Betrunkener, dunkel wie Jakob Böhmes *Mysterium magnum*, Mangel an Logik, Rendezvous von Wolfsschlucht und Walpurgisnacht, Chaos, Verlegenheits-tremolos, Rettungstonleitern, Angstpausen, Notsequenzen, Verzweiflungsanfaren, Tschingdarassa, Schnedderendeng und Bumbum . . . O sie können's gut, die Pächter des Geschmacks . . . Aber noch viel besser treffen es die halbversteckten, feigen Ketzerriecher, deren Absichten die heilige Schrift splitternaht enthüllt: »Wir wollen ihn ausrotten mit Stumpf und Stiel aus dem Lande der Lebendigen!« Was an ihnen liegt, lassen sie nicht ungetan, ihr Handwerk auszuüben. Öffentlich und geheim wird gegen ihn gehetzt, die Aufführung seiner Werke jahrelang hintertrieben, kein Dirigentenstab ihm anvertraut, Brotneid, Kunstneid, Eifersucht, Niedrigkeit und Gemeinheit umstellt ihn, seine Schwächen werden zum Zerrbild, die fürchterlichste Waffe, Lächerlichmachung, wird gegen ihn geschwungen. Man raubt ihm die Freude am Präjudizieren, in der Hofkapelle entrüstet sich oder spielt Entrüstung eine allerhöchste Dame über sein freies Spiel . . . er wird von den größeren Tonwerken weggeschoben und zur Segenmeßbegleitung verdonnert . . . seine große Trösterin in all dem Leid, die soll ihn nicht mehr trösten dürfen! . . . Doch was er vor der Welt nicht aussprechen darf, was ihm der Zeitgenossen Blindheit roh verweigert, er trägt's bei sich in seiner wunden Brust, in stillen Weihestunden im ärmlichen Daheim läßt er's hinströmen ins weite Meer der Harmonieen, wenn er in dichterischem Schauen die Welt und ihre Mühsal überwindet. »Wie Orgelton, wie Meereswogen kommt dann der Trost ins Herz gezogen und stillt der Seele wildes Sehnen und löst das Weh in milden Tränen...« Und seine Gedanken fliegen hin zu Beethoven, dem Leidbedrückten, zum »Meister«, dem so lange Versmähten . . . Und es sättigt sich seine Seele mit Trauer um den allzufrüh

für ihn Geschiedenen, wie damals, als er in dunkler Vorahnung des Unheils seine Totenklage im Adagio der VII. angestimmt und mystisch-geheimnisvolle Stimmen seine Trauer sangen . . .

Allein steht er mit seiner Kunst, des Gönners Seheraugen sind für immerdar gebrochen . . . namenloses Weh nur bleibt sein Anteil, Widerwärtigkeiten, wohin er blickt, Kreuze auf allen Wegen hingesät. Der niedergedrückten Brust entringt sich ein Klageruf an seine Freunde: »Wenn ich einmal nicht mehr bin, dann erzählts der Welt, was ich gelitten hab' und wie ich verfolgt worden bin...!«

Freunde sind es, aber doch nicht schmerzverwandte Seelen . . . wo findet er die mitfühlende, mittragende, die eins mit ihm in Seelenqual und Verlassenheit? Und seine große unerfüllte Liebesehnsucht, die seit der Jugend holden Tagen nie aufgehört zu rufen und zu lechzen, das unstillbare Verlangen nach einer weichen milden Hand, die sich sanft streichelnd und kosend auf die glühende Stirne legt, pocht wieder stärker an sein Herz.

Ist er verurteilt, immer zu entbehren, keinen Stab und keine Stütze im schweren Kampf und heißem Ringen zu finden? Ach, allzulange hatte er zugewartet, der Lebensnot gehorchend, und nun ist's zu spät . . . Einsam ragt er hinaus in die Brandung seiner wilden Schmerzen, einsam trägt er sein Opferholz nach Golgatha . . . keine Veronika trocknet das fiebernde Antlitz, kein Symon von Cyrene erleichtert ihm die schwere Bürde . . .

Und er gedenkt des Heilandswortes: Ihr werdet trauern und wehklagen, die Welt aber wird sich freuen . . . doch vertrauet, eure Trauer wird in Freude verwandelt werden . . . und: »Die in Tränen säen, werden in Freuden ernten« . . .

So hebt er denn seinen tränenumflorten Blick empor, der gleitet hin an den aufstrebenden Pfeilern, hin zum Gezelt des Herrn, und er wiederholt sich das tröstende Wort: »In Freuden werden sie ernten.« Balsam träufelt in sein Gemüt . . .

Er sinnt: War nicht dieser herbste Verlust, der Tod des geliebten Meisters, der Wendepunkt für sein Schicksal? Schien es nicht, als wollte der Gewaltige noch aus der Ewigkeit herüber ihm die Hand entgegenstrecken, ihn zu den Sternen emporziehen? Stand er nicht unter geheimnisvollem Schutze des Verewigten, der einst verheißen, seine Symphonien zu Bayreuth der Welt zu verkünden? — Ein Denkmal soll Wagner errichtet werden. In diesem Zeichen fanden fast gleichzeitig zwei große Veranstaltungen statt. Und wer erhielt dabei das Wort? Seine Siebente mit dem unvergleichlichen Adagio-Trauerhymnus, der sein eigener Schüler Nikisch zu Leipzig, der edle Hermann Levi aber zu München glänzende Urständ bescherten. Von nun an schien sein Stern heller zu leuchten über die deutschen Lande, die große Freude aber wollte er nächst Gott nur seinem Meister verdanken und er nimmt sich in der Einfalt seines dankerfüllten Herzens vor, eine Symphonie dem »lieben Gott« zu widmen. So, deucht es ihm, schließt sich der Ring um Zeitliches und Ewiges . . . Je tiefer er über dieses Geheimnis nachsinnt, desto stärker fühlt er sich mystisch entrückt: Der Spuk der Welt ist vorübergehuscht, alles Gemeine ist abgestreift, in blauer Klarheit öffnet sich der Himmel und bis in unermessliche Fernen kann sein ekstatisch-verzücktes Auge schauen.

Nichts mehr von irdischer Schwere haftet ihm an, er fühlt sich verklärt mit den Seligen, sicher und geborgen im Schoße unendlicher Liebe . . . So bemerkt er gar nicht, daß ihm sein Freund auf die Schultern klopfend an die vorgerückte Zeit mahnt. Was gilt ihm Zeit und

Raum? Auf sein im Feuerstrom der Begeisterung gehülltes Haupt drückt nicht mehr die Schwere des Leidens, die Sündenlast des Erdenpilgers, die Demut des Büßersinnes, die Armseligkeit des Daseins. Befreit jauchzt er auf in stolzen, starken Akkorden, ein uferloses Meer von Vertrauen erfüllt ihn mit namenlosem Glück und heiliger Zuversicht . . . er weiß, er ist das Instrument des Herrn, er kann und wird nicht zugrunde gehen: In te domine speravi, non confundar in aeternum . . . Auf dich, o Herr, setz' ich meine Hoffnung, ich werde nicht zuschanden in Ewigkeit . . . nicht zuschanden . . . nimmermehr . . . in Ewigkeit!

*

*

*

Der Meister hatte sein Spiel geendigt. Erdschwere und Himmelslust tönnten die Tasten unter seinen nervigen Händen. Mit den Füßen auf der Heimatscholle, mit dem Haupte das Firmament berührend — so kam die Musik den Zuhörern vor. Sie sind aufs tiefste ergriffen. Eine Weihestunde hatten sie erleben dürfen, ein Abglanz einer besseren Welt war in ihr ärmliches Dasein gefallen. Ganz unter dem erschütternden Eindruck stehend, wagen sie kein Wort zum Meister zu sprechen, als er von dem Chore herabkommt; gleich Moses, da er von Sinai herniederstieg, wo er mit Gott gesprochen, leuchtet noch der Widerschein heiliger Ergriffenheit auf seinem Antlitz. Leise nähert sich ihm der Novizenmeister. Sprachlos drückt er Bruckner warm und lange die Rechte, streichelt sie ehrfürchtig und bietet ihm den Vortritt. Die anderen folgen, die Chorcherrn ihrem Seniorate nach, ganz zuletzt das Novizlein, das mit Andacht und inniger Rührung dem Spiele gelauscht hatte und jetzt den Meister mit den Blicken begleitet . . . wenn er doch den Mut fände, ihn einmal anreden zu können, der schönste Tag seines Lebens wäre es . . .

Die Chorherren geben Bruckner nicht mehr frei, wenn er auch bescheiden ablehnt, man führt ihn und seinen Begleiter in den Prälatengarten, wo auf der in den Priestergarten vorspringenden Terrasse ein Tisch gedeckt ist. Unter den langgestreckten Ästen einer mächtigen Ulme, neben Ziergesträuch und duftig prangenden Rosen, bei zwei barocken Kolossal-Steinvasen, nimmt man Platz. Erquickend kühl und schattig ist's hier. Das Auge aber kann sich am frischen Grün der Donauauen erlaben, die man von dem erhöhten Ort aus übersieht. Ein einfacher, aber wohlschmeckender und kräftiger Imbiß wird aufgetragen, dazu das Geheimnis des tiefen Stiftskellers — ein köstlicher Fünfunddreißiger, der Stolz des Kellermeisters. Wie Goldregen tropft er aus der viereckigen »Laterne« und löst gleich Hans Sachsens duftendem Flieder mild und weich die Glieder . . . zu allererst die Zungen. Denn so stark wirkt der Eindruck des Meisterspieler nach, daß man sich längere Zeit scheut, ein banales Tagesgespräch anzuknüpfen. Und über das Spiel selbst wird überhaupt kein Wort mehr gesprochen, es müßte albern und leer erscheinen . . .

Aber sonst gibt es gar viel, viel zu plaudern, ungezwungen, herzlich, heiter, mit naturwüchsigen Humor, der dem Meister so gut läßt.

Über Wiener Musikverhältnisse, über neue Auführungen in Kirche und Konzertsaal, über sein Landl, Linz, Florian und Kremsmünster, wo er so gerne weilt, über die heurigen Weinaussichten . . . kunterbunt, wie es die Gesprächswendung gerade ergibt. Der Fünfunddreißiger weckt dem Meister Erinnerungen: Wie das Tröpferl seine Reise ins Kellerloch gemacht hat, sei er ein elfjähriges Büberl gewesen und gleich darauf hat er seine erste Komposition dem pleno titulo Herrn Vater dediziert. Frühzeitig hätte er schon angefangen, das is' wahr, aber lang, lang hat's dauert, bis er mit seiner

Kunst herausgerückt sei. 44 Jahre mußte er alt werden, da ist die erste, die C-Moll, aufgeführt worden. Na ja, er habe halt auch mit Ausschluß der Öffentlichkeit draufloskomponiert! . . . Der gute Ignaz will solche Bescheidenheit nicht gelten lassen, er hebt sein Glas zu einem »Hoch soll er leben«, in das alle freudig einstimmen. Und Worte werden laut, die dem Meister eine bessere Zukunft in Aussicht stellen, habe er doch erst heuer im Jänner mit seinem Tedeum einen schönen öffentlichen Erfolg errungen. Und in die Hofburgkapelle reißen sich die Leute, wenn sie wissen, daß was mit Bruckner los ist.

Des Meisters Begleiter muß unwillkürlich schmunzeln, es fällt ihm plötzlich die Episode vom letzten Sonntag ein, da der Meister nach dem Amte einen Sängerbuben getätschelt und ihm dabei das klassische Lobeswort zugerufen: »Schön hast das Benedictus g'sungen, du Lausbua!« . . . Bruckner nimmt jetzt das Stichwort Tedeum auf, er erzählt mit vieler Genugtuung, wie schön's die Linzer kürzlich — im April war's — gemacht hatten, helle Begeisterung hat's ausgelöst. Damals mußte er sich bei seinen Landsleuten wirklich schön bedanken, daß sie sich seiner so angenommen.

Na überhaupt, alles was nur wahr ist, es gibt schon gute Leut', die einen verstehen und gern haben und bissel Freud' an der Kunst auch gönnen . . . Und der Meister singt Lobeshymnen über alle guten Geister, die ihm wohlwollen: über Löwe und Schalk, Friedrich Eckstein und den Wagnerverein, die unentwegten Vorkämpfer seiner Sache. Besondere Freude macht ihm 's Wolferl, wenn er ihn auch aufrichtig beneidet, daß der »den ganzen Tag nix als wie komponieren kann«, während er sich noch mit Privatstunden herumschinden müsse. Ja, die jungen Leut' haben's allweil besser als die Alten. Eigentlich habe er das Wolferl Klosterneuburg zu

verdanken: Hier ist er vor zwei Jahren mit ihm bekannt geworden . . . und seit jener Stunde hat er an ihm einen treuen Anhänger, seit der E-Dur unter Hans Richter aber einen glühenden Verehrer gewonnen. Und der Meister gedenkt heiter lächelnd jenes Fronleichnamstages, da Wolf mit Eckstein ihn im Stifte, wo er an der Prozession teilgenommen, aufgegebelt und dann nicht mehr ausgelassen hatte. Wie oft war der geniale Sänger und Tondichter jetzt schon zu ihm ins ärmliche Heim in die Heßgasse gekommen, um ihm seine Sachen vorzutragen und durch die merkwürdig kühne Art der Harmonik des Meisters Herz zu entzücken! Und Bruckner geht das Herz über: Als sich jemand nach Wolf erkundigt, gibt er eifrig Bescheid: Jener habe wieder ein schönes Werk in Vorbereitung, die Christnacht von Platen, für Chor und Orchester, auch an der Herausgabe der beiden ersten Liederhefte arbeite er bereits und kürzlich habe er dem Meister ein prächtiges Mörike-Lied »Der König bei der Krönung« vorgespielt. Und er wird nicht müde, vom Schöpfer der »Penthesilea« Rühmendes zu sagen . . . Aber er blickt dabei innerlich — während er so erzählt — auf sein eigenes Schaffen . . . wenn er auch so drauf losarbeiten könnte, aber die leidigen Berufsgeschäfte, Unterrichten, Organistendienste . . . und die Zeit verrinnt . . . hätte er nun schon einmal seine Achte unter Dach und Fach, was die Leut' wohl zu dem »Micherl« sagen werden, wenn der scherzando dahergetrottelt kommt? Und erst, wenn er als strahlender Erzengel das Schwert über die Kritiker sausen läßt? Und bei der »Totenuhr«, wird's ihnen auch so wie ihm kalt über den Rücken laufen? . . . Ja, ja, er muß sich tummeln, wer weiß, wann sie für ihn zwölfte schlägt . . . ach was, er wird sich in den Sommerferien in seinem geliebten Steyr schon wieder Kräfte sammeln, und dann solln s' noch was erleben vom alten Bruckner. Und er fühlt sich noch frisch und jung . . .

Er wird ganz zuversichtlich und froh. Es gefällt ihm da und er möchte noch gerne weilen. Doch die Zeit eilt . . . Schon dämmt es und die Amseln im Garten suchen schwatzend, lockend und schimpfend ihre Eehälften, der Meister denkt daran, daß er ja noch einen wenigstens kurzen Besuch versprochen hatte, draußen, in der Stadt, bei der Familie Schatz, deren Stellwagen sie bequemer als der stark überfüllte Zug nach Wien zurückbringen sollte, wird er gewiß noch erwartet. »Versprechen und Halten ziemt Jungen und Alten« — meint er, als man ihn zum Dableiben einladet. So verabschiedet er sich mit Dankesbezeugungen und abermals tiefen Verbeugungen, ohne sie tut er's nun einmal nicht. Das muß noch von Windhag her in ihm stecken oder von St. Florian . . . Draußen gibt's große Freude, als man seiner ansichtig wird. Eine biedere Bürgersfrau, liebebreizende, muntere Töchter, denen sich bald einige übermütige Nachbarinnen zugesellen, umkreisen ihn bald mit tollem Lachen und provinzialer, fast bißchen zu derber Gemütlichkeit. Der arglose Meister nimmt daran keinen Anstoß, er ist lustig und lacht mit den Scherzenden. Als gar die gute Hausmutter sein Lieblingsgericht daherbringt — ein G'selcht's mit Kraut und Knödeln — ist er in bester Stimmung. Ein bisschen Zeit wär' ja noch für den Stellwagen . . . bestürmen ihn die Mädchen, nachdem er geschmaust, also möcht' er ihnen am Klavier paar linzerische Tänze, »an G'strampften«, spielen, — es wird ein gar nobler, mit Kontrapunkt! — damit sie dazu tanzen können. Tisch und Sessel werden beiseite geschoben . . . bald sitzt der Meister — das große Kind — am Piano, und neben ihm drehen sich die Paare im wirbelnden Tanz . . . Der Begleiter mahnt jetzt zum Aufbruch, die Frau Kathi wird schon in Sorge sein! . . . Bruckner bricht mit einem vollen Akkord ab, empfiehlt sich herzlich, die lustigen Dinger treiben noch ihren

Schabernack mit ihm, wie sie ihm in den Stellwagen helfen, und in ihrem Hetzen und Lachen geht das Rollen der Räder und Getrappel der Pferde unter, die unseren Meister in die Residenzstadt entführen.

*

*

*

Das Städtchen ist in tiefen Schlaf versunken, Stift und Stadt in Nacht getaucht . . . nur die Blüten der Linden duften süßer, ein lauer Zephyr weht herüber aus dem Kierlinger Tal . . . in der dunklen Kirche aber flackert das ewige Licht geheimnisvoll, Stimmen, die der Meister mit seinem Spiele gerufen, werden rege, die Steine erwachen und über den Grüften schleichen leise Tritte, menschlichen Sinnen nicht mehr vernehmbar. Lichter huschen auf und nieder, in den Pfeifen der Orgel summt und rauscht es, und ohne daß sich Pedale, Register und Tasten bewegen, tönen Stimmen aus dem Gehäuse: Die Matutin der Geister hat begonnen, die Mitternachtsmesse der Seelen . . .

Die Bilder ringsum an den Wänden und über den Altären schauen halb verschlafen noch verwundert in den überirdischen Glanz, der die Kirche plötzlich durchströmt . . . Ein Geisterreigen hebt an vor dem Gezelte des Allerhöchsten, gleichwie König David einst vor der Bundeslade tanzte . . . Des Meisters Zauber wirkt so stark . . . aus den dunklen Schatten in den Kapellen tauchen die Erinnerungen auf, sie lösen sich sanft von den Fesseln der Vergessenheit und kommen ins Licht, nicht mehr Schatten sind sie, sie werden zu Scharen lichter seliger Geister . . . Sie alle, die vorzeiten hier gewandelt, hier gekniet, gebetet, geseufzt, gejubelt, sie beten wieder, sie jubeln wieder, aber nicht mit menschlichen Stimmen, nicht mit unseren vergänglichen Worten, die sterblich sind und vergehen wie Dunst im Gelände,

wie Wolkenschatten auf der Flur, sondern sie singen mit ewigen Stimmen das große Preislied dem Allerhöchsten . . . In unaussprechlichen Gebärden schwingt diese Sprache, es ist dieselbe Musik der Sphären, die die Gestirne singen, wenn sie über den Himmel dahinrollen in unermeßlicher Majestät . . .

Aber diese Majestät des Gotteslobes ertönt auch in dem Stammeln des Kindes . . . das Kleine hat er ausgewählt, um die Stolzen zu beschämen: So borgt sie sich von den irdischen Formen wiederum ihr Kleid, denn »ihre Werke folgen ihnen nach« . . . Und so jubeln und singen sie wie sie einst gesungen nach ihres Schöpfers Willen, aber in heiliger Verklärung: Mozart betet sein Ave verum corpus, Haydn schmettert im Paukenwirbel sein Gloria in excelsis, Schubert weint sein Ave Maria, Beethoven juchzt in der Ekstase seiner Verzückung den großen Freudenhymnus »Brüder, überm Sternenzelt muß ein gütiger Vater wohnen . . .,« und Wagner weiht die Träne rührendsten Mitleidens dem Erlöserblute im heiligen Gral

Noch fehlt unser Meister Anton im Chore der Seligen: Sein Geist hat die Hülle der Leiblichkeit noch nicht verlassen, die Melodieen, die er heute seinem Gotte sang, sind noch gebunden an die irdische Pilgerfahrt. Aber eine wunderbare Verheißung wird ihm zuteil, da die Vorfahren des »Herrgottsorganisten« durch den hohen Raum schwebend der Himmelskönigin nahen, der Sankt Leopold, der milde Markgraf, in grauer Vorzeit einst das Münster weihte. Im schneeweiß-blendenden Wolkenhimmel erscheint sie selbst, die Hehrste, Reinste, als dürfte sie der Meister mit jenem Choral gerufen haben, den er Klosterneuburgs Liebfrauenmünster in kindlicher Demut gewidmet. Und sie nimmt diese Widmung an, denn sie liebt ihren Diener, sie segnet ihn, daß all sein Leid sich sänftigt, ein tröstlicher Tag ihm aufdämmert,

und seine große Kunst den Siegeslauf beginnt durch alle Welt.....Ihr holdseliges Lächeln aber bezaubert die Chöre der Seligen. Sie neigen sich vor der Glorreichen, und die Englein grüßen sie mit dem Grusse unseres Meisters:

»Ave regina coelorum!«



Von demselben Verfasser sind ferner erschienen:

REISEBILDER AUS DEM ORIENT, Wien,
Verlag A. Opitz, 1906, vergriffen.

DER HEILIGE VINZENZ VON PAUL,
Wien, Verlag Kirsch, 1905; in holländischer
Übersetzung Verlag Henri Coebergh zu
Haarlem, 1906.

REPETITORIUM DER KIRCHEN-
GESCHICHTE, Wien, Fromme, 1911.

KLOSTERNEUBURGER ALTDRUCKE,
Wien, Braumüller, 1917.

DER KANONISATIONSPROZESS LEO-
POLD III., Wien, Braumüller, 1919.

DIE KLOSTERNEUBURGER INKUN-
BELN, Wien, Braumüller, 1920.

EINE BIEDERMEIERREISE, Selbstverlag 1914,
vergriffen.

EINE BIEDERMEIERREISE, Wien, Verlag
Hugo Heller, 2. Ausgabe, 1916.

LESSINGS BESUCH IM STIFTE KLOSTER-
NEUBURG, Wien, Verlag Hugo Heller, 1920.

VERLAG HUGO HELLER & CIE
WIEN UND LEIPZIG

LESSINGS BESUCH
IM
STIFTE KLOSTERNEUBURG

von

V. O. LUDWIG

Ein zierlicher Band in Duodez-Format mit vielen Vignetten
und Veduten aus der Zeit. Geschmackvoll gebunden Mk. 8.—
Luxusausgabe auf schwarzem Bütten, in Halbleder gebunden
Mk. 60.—

ooo

EINE BIEDERMEIERREISE
Albin Bukowskys Tagebuch
vom Jahre 1835

Mit einem Vorwort veröffentlicht von

V. O. LUDWIG

Zweite Folge der »Tagebuchblätter aus dem Vormärz«. Mit
vielen zeitgenössischen Bildern und Buchschmuck aus der Zeit.

12 Bogen Oktav, geschmackvoll in Pappband gebunden Mk. 20.—
Luxusausgabe in 100 nummerierten Exemplaren auf schwerem
Bütten, ganz in Leder gebunden Mk. 100.—

»Ein reizendes Büchlein! Es verdient die Beachtung aller Freunde von Alt-Wien. Es zeichnet die geistige Atmosphäre jener Tage und gibt den Ausblick frei nach dem größeren Hintergrund des Klosterneuburger Ereignisses.«

ADAM MÜLLER = GUTTENBRUNN
im »Neuen Wiener Tagblatt«.

»Mit viel Liebe, Verständnis und Stilgefühl verstand dieses Büchlein die Anmut eines Buches aus alter Zeit anzunehmen. Ein alter Stich des Kaisertraktes des Stiftes, Vignetten und Zierleisten aus der Zeit machen das Büchlein zu einer bibliophilen Delikatesse. Lessings Tag in Klosterneuburg gestaltet der feinsinnige Verfasser zu einem stilistisch feinfarbigem Charakterbildchen aus der Aufklärungszeit.«

R. HOLZER
in der »Wiener Zeitung«.

»Dieses köstliche, ganz einzig schöne Büchlein, das einen besonderen Platz unter meinen Jubiläumsgaben bekommen hat . . . Wie wunderhübsch ist schon die stilvolle Ausstattung und welcher Schatz an Detailkenntnis liegt in den von allem Duft des Rokoko durchwehten Seiten verborgen! Und dabei ist es nicht eine trockene Gelehrtenarbeit, sondern der lebenswürdige Traum eines Priesterdichters, der in mandiem kongenial seinen Ordenssahnen ist, im Talent freilich ihnen überlegen.«

». . . Lessing habe ich seither oftmals wieder studiert, es ist ein Büchlein, zu dem man immer zurückgreift . . . «

ENRICA HANDEL-MAZZETTI.

»Einige trockene Daten über ein Manuskript in der Klosterneuburger Stiftsbibliothek haben genügt, einen feinsinnigen Dichter und Gelehrten, dem als Chronisten des Stiftes Klosterneuburg bekannten und als einen der besten Kenner der Biedermeierzeit geschätzten Chorherrn und Bibliothekar des Klosterneuburger Stiftes, Dr. Ludwig, den Stoff für ein entzückendes, literar-historisches Capriccio zu liefern. Es liegt etwas wie von dem alten, edlen Klosterwein, kredenzt in kostbaren Gläsern, über diesem zierlichen, reizend ausgestatteten Büchlein.«

MAX FOGES
im »Neuen Wiener Journal«.

~~~~~  
**GESELLSCHAFT FÜR GRAPHISCHE INDUSTRIE**  
**WIEN, III. RÜDENGASSE 11.**  
~~~~~